

# JOSEPH O'NEILL

ro  
ro  
ro



# NIEDER ROMAN LAND



**Joseph O'Neill**

# **Niederland**

*Roman*

Übersetzt von Nikolaus Stingl

## Über dieses Buch

«A wonderful book!» Barack Obama

Inmitten der Hysterie nach 9/11 sucht der holländische Bankier Hans van den Broek nach einem neuen Leben in einer erschütterten Stadt. Er ist einsam, lebt verlassen von Frau und Kind unter den exzentrischen Gestalten im legendären Chelsea Hotel. Doch dann lernt er Chuck Ramkisson kennen, einen dunkelhäutigen Westinder. Chuck ist einer der wenigen, die den amerikanischen Traum noch ungebrochen träumen und ihr Schicksal selbst in die Hand nehmen. Mit ihm macht Hans sich auf, ein ihm gänzlich unbekanntes New York zu entdecken, und eine ungewöhnliche Freundschaft beginnt.

Ein begeisternder und weiser Roman über New York, die Stadt, die eine Welt umfasst.

«Klug und eindringlich ... ein brillanter Roman.» Die Zeit

## Vita

Joseph O'Neill wurde 1964 als Sohn eines Iren und einer Türkin in Cork geboren und wuchs in Holland auf. Er studierte Jura in Cambridge und arbeitete als Anwalt in London. Später ließ er sich als freier Autor mit seiner Familie in New York nieder. Für seinen internationalen Bestseller *Niederland* wurde er 2009 mit dem PEN/Faulkner-Award ausgezeichnet, «*The Dog*» war für den Man Booker Prize 2015 nominiert.

Nikolaus Stingl, geb. 1952 in Baden-Baden, übersetzte unter anderem William Gaddis, William Gass, Graham Greene, Cormac McCarthy und Thomas Pynchon. Er wurde mit dem Ledig-Rowohlt-Übersetzerpreis, dem Literaturpreis der Landeshauptstadt Stuttgart, dem Paul-Celan-Preis und dem Straelener Übersetzerpreis der Kunststiftung NRW ausgezeichnet.

# Impressum

Die Originalausgabe erschien 2008 unter dem Titel «Netherland» bei Pantheon Books, New York.

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Hamburg, Januar 2022

Copyright © 2008 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

«Netherland» Copyright © 2008 by Joseph O' Neill

Covergestaltung any.way, Hamburg,

nach einem Entwurf von Anzinger und Rasp, München

Coverabbildung Stockbyte

ISBN 978-3-644-01078-9

Schrift Droid Serif Copyright © 2007 by Google Corporation

Schrift Open Sans Copyright © by Steve Matteson, Ascender Corp

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt, jede Verwertung bedarf der Genehmigung des Verlages.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

# Hinweise des Verlags

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Alle angegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf die Printausgabe.

Im Text enthaltene externe Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstleister zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

*[www.rowohlt.de](http://www.rowohlt.de)*

*Für Sally*

Einen Traum träumte ich und sah in ihm eine Stadt,  
unüberwindlich den Angriffen der ganzen übrigen Erde; und  
ich träumte, dies sei die neue Stadt der Freunde

*Walt Whitman*

**A**n dem Nachmittag, bevor ich aus London nach New York abreiste – Rachel war schon sechs Wochen vorher hingeflogen –, war ich in meinem Kabuff damit beschäftigt, meine Besitztümer in Kartons zu verpacken, als ein leitender Angestellter der Bank, ein Engländer in den Fünfzigern, zu mir kam, um mir alles Gute zu wünschen. Ich war überrascht; er arbeitete in einem anderen Teil des Gebäudes in einer anderen Abteilung, und wir kannten einander nur vom Sehen. Trotzdem fragte er mich in allen Einzelheiten danach aus, wo ich zu wohnen gedächte («In der Watts? In welchem Block?»), und erging sich mehrere Minuten lang in Erinnerungen an sein Loft in der Wooster Street und seine Gänge ins «alte» Dean & DeLuca. Er gab sich keine Mühe, seinen Neid zu verhehlen.

«Wir werden nicht lange wegbleiben», versuchte ich mein Glück herunterzuspielen. Das war tatsächlich der Plan, den sich meine Frau ausgedacht hatte: ein bis drei Jahre in New York vorbeizuschauen und dann zurückzukommen.

«Das sagen Sie jetzt», meinte er. «Aber New York zu verlassen fällt sehr schwer. Und wenn man es dann doch tut ...» Lächelnd sagte er: «Ich vermisse die Stadt immer noch, und ich bin vor zwölf Jahren dort weggegangen.»

Jetzt war es an mir zu lächeln – teils aus Verlegenheit, weil er sich mit amerikanischer Offenheit geäußert hatte. «Tja, wir werden sehen», sagte ich.

«Ja», sagte er. «Das werden Sie.»

Seine Gewissheit irritierte mich, dabei war er eigentlich bemitleidenswert – wie einer dieser Petersburger von ehedem, die es beruflich auf die falsche Seite des Urals verschlagen hat.

Aber wie sich herausstellte, hatte er in gewisser Weise recht. Nun, da auch ich diese Stadt verlassen habe, fällt es mir schwer, das Gefühl loszuwerden, dass das Leben mit dem Makel der Nachmahd behaftet ist. Dieses Wort bezeichnet den zweiten Grasschnitt innerhalb einer Saison. Wenn man der Typ ist, der zu allgemeinen Beobachtungen neigt, könnte man sagen, dass New York City ein wiederholtes Nachmähen der Erinnerung verlangt – eine Art entschlossene Nachbearbeitung, die, wie man hört und verzweifelt hofft, den Effekt hat, alles Grasige auf handliche Länge zu stutzen. Denn es wächst natürlich nach. Das heißt keineswegs, dass ich wünschte, ich wäre wieder dort; und selbstverständlich wäre ich gern davon überzeugt, dass meine eigene Rückschau in gewisser Weise bedeutungsvoller ist als die jenes alten leitenden Angestellten, die mir damals, als ich ihr ausgesetzt war, auf nicht viel mehr als eine billige Sehnsucht hinauszulaufen schien. Doch inzwischen neige ich zu der Ansicht, dass es so etwas wie billige Sehnsucht nicht gibt, nicht einmal dann, wenn man wegen eines abgebrochenen Fingernagels weint. Wer weiß, was dem Mann dort drüben widerfahren ist? Wer weiß, was hinter der Geschichte steckte, wie er einmal Balsamicoessig kaufte? Er sprach über den Essig, als handelte es sich um einen Zaubertrank, der arme Kerl.

Jedenfalls gab ich mir in den ersten beiden Jahren meiner Rückkehr nach England alle Mühe, den Blick von New York

abzuwenden – immerhin war ich dort zum ersten Mal in meinem Leben unglücklich gewesen. Ich begab mich nicht persönlich dorthin zurück, und ich fragte mich auch nicht sehr oft, was aus einem Mann namens Chuck Ramkissoon geworden war, mit dem ich mich in meinem letzten Sommer an der Ostküste angefreundet hatte und der seither, wie das so ist, zur flüchtigen Gestalt geworden war. Dann, eines Abends in diesem Jahr, 2006, sitzen Rachel und ich zu Hause in Highbury. Sie ist in einen Zeitungsartikel vertieft. Ich habe ihn schon gelesen. Es geht darin um das Auftauchen einer Gruppe von Eingeborenen aus dem Regenwald des Amazonas in Kolumbien. Angeblich haben sie genug von dem strapaziösen Dschungelleben, wenngleich vermerkt wird, dass sie immer noch nichts lieber tun als Affe zu essen, der zuerst gebraten und dann gekocht wird. Illustriert wird dies mit dem verstörenden Foto eines Jungen, der einen geschwärzten kleinen Schädel abnagt. Die Eingeborenen haben keine Ahnung von der Existenz eines Gastlandes namens Kolumbien und, für sie gefährlicher, von Krankheiten wie schlichter Erkältung oder Grippe, gegen die sie keine natürlichen Abwehrmechanismen besitzen.

«Hallo», sagt Rachel, «dein Eingeborenenstamm ist zum Vorschein gekommen.»

Ich lächle immer noch, als ich ans Telefon gehe. Eine Journalistin der *New York Times* fragt nach Mr. van den Broek.

Sie sagt: «Es geht um Kham, äh, Khamraj Ramkissoon ...?»

«Chuck», sage ich und setze mich an den Küchentisch. «Er heißt Chuck Ramkissoon.»

Sie erzählt mir, Chucks «Überreste» seien im Gowanus Canal gefunden worden. Er sei mit Handschellen gefesselt gewesen und offensichtlich Opfer eines Mordes geworden.

Ich sage gar nichts. Mir scheint, dass die Frau eine plumpe Lüge erzählt hat und mir schon eine Widerlegung einfallen wird, wenn ich nur lange genug darüber nachdenke.

Ihre Stimme sagt: «Haben Sie ihn gut gekannt?» Als ich keine Antwort gebe, sagt sie: «Hier steht irgendwo, Sie seien sein Geschäftspartner gewesen.»

«Das trifft es nicht», sage ich.

«Aber Sie haben doch zusammen Geschäfte gemacht, oder? Das steht jedenfalls in meinen Aufzeichnungen.»

«Nein», sage ich. «Da sind Sie falsch informiert. Er war bloß ein Freund.»

Sie sagt: «Aha – okay.» Man hört das Klicken einer Tastatur, im Gespräch tritt eine kurze Pause ein.

«So – können Sie mir irgendetwas über sein Milieu erzählen?»

«Sein Milieu?», sage ich, so verblüfft, dass ich ihre mühende Aussprache korrigiere.

«Sie wissen schon – mit wem er sich privat getroffen hat, in was für Schwierigkeiten er geraten sein könnte, irgendwelche zwielichtigen Gestalten ...» Mit leisem Lachen fügt sie hinzu: «Es ist ziemlich ungewöhnlich, was da passiert ist.»

Mir wird klar, dass ich verärgert, ja wütend bin.

«Ja», sage ich schließlich. «Da haben Sie eine ziemliche Geschichte in die Finger gekriegt.»

Am nächsten Tag erscheint ein kurzer Artikel im Lokalteil. Man hat festgestellt, dass Chuck Ramkissoons Leiche über zwei Jahre lang beim Gebäude des Home Depot zwischen Krebsen, Autoreifen und Einkaufswagen im Wasser gelegen hat, bis ein sogenannter Stadtaucher beim Filmen einer Schule von Streifenbarschen eine «makabre Entdeckung» machte. In der Woche darauf folgt ein Rinnsal von Fortsetzungen, keine davon informativ. Aber es ist offenbar interessant für Leser und beruhigend für bestimmte Traditionalisten, dass der Gowanus Canal immer noch mit einem Mordopfer aufwarten kann. Der alte Knabe steckt noch voller Leben, wie ein Kommentator es geistreich formuliert.

In der Nacht, nachdem wir die Neuigkeit erfahren haben, fragt Rachel, die neben mir im Bett liegt: «Wer ist eigentlich dieser Mann?» Als ich nicht sofort antworte, legt sie ihr Buch hin.

«Ach», sage ich, «ich habe dir bestimmt von ihm erzählt. Ein Cricket-Typ, den ich mal gekannt habe. Ein Typ aus Brooklyn.»

«Chuck Ramkissoon?», spricht sie mir nach.

Ihre Stimme enthält einen Unterton von Distanziertheit, der mir nicht gefällt. Ich drehe mich von ihr weg auf die Seite und mache die Augen zu. «Ja», sage ich. «Chuck Ramkissoon.»

**C**huck und ich begegneten uns zum ersten Mal im August 2002. Ich spielte Cricket im Randolph Walker Park auf Staten Island, und Chuck war als einer der beiden Unparteiischen da, die für ein Honorar von fünfzig Dollar ihre Dienste zur Verfügung stellten. An diesem Tag stand die Luft wie Gallerte, es war heiß und glasig, und es wehte keinerlei Wind, nicht einmal eine Brise vom Kill of Kull, der weniger als zweihundert Meter vom Walker Park entfernt vorbeifließt und Staten Island von New Jersey trennt. Weit weg, im Süden, hörte man das Gemurmel von Donner. Es war die Art von barbarisch schwülem New Yorker Nachmittag, die ein Verlangen nach den in Nordeuropa von dahinjagenden Sommerwolken geworfenen Schatten in mir weckte, ja sogar nach jenen Tagen, an denen man in zwei Pullovern Cricket spielt, unter einem kalten Himmel, der da und dort von blauen Fetzen gefleckt ist – genug, um eine Matrosenhose zu nähen, wie meine Mutter zu sagen pflegte.

Nach den Maßstäben, die ich anlegte, war der Walker Park ein sehr bescheidener Ort zum Cricketspielen. Das Spielfeld war und ist bestimmt noch immer nur halb so groß wie ein reguläres Cricketfeld. Das Outfield ist uneben und ständig überwuchert, selbst wenn es gemäht wird (einmal, als ich einem Ball nachjagte, stolperte ich beinahe über eine versteckte und für Cricketspieler Unheil verkündende Ente), und während richtiges Cricket, wie mancher es vielleicht nennen würde, auf einem Graswicket gespielt wird, besteht die Pitch im Walker

Park aus Asche, nicht aus Rasen, und muss mit Kokosmatten abgedeckt werden; außerdem handelt es sich bei der Asche um helle, sandige Baseballasche, nicht um rote Cricketasche, sodass man sich nicht darauf verlassen kann, dass das Verhalten des aufspringenden Balls lange berechenbar bleibt; und in dem Maße, in dem es berechenbar ist, fehlt es ihm an Abwechslung und Komplexität. (Wickets, die aus Erde und Gras bestehen, stecken voller Möglichkeiten: Nur sie können dem Bowler das komplette Repertoire an Cutters, Spinners, Bouncers und Seamers abverlangen und es zur Geltung bringen, und nur diese wiederum können dem Batsman das komplette Repertoire an Abwehr- und Angriffsschlägen – von seinen mentalen Fähigkeiten ganz zu schweigen – abfordern und es auf die Probe stellen. Es gibt noch ein Problem: Große Bäume – Sumpfeichen, Roteichen, Tupelobäume und Linden – säumen dicht an dicht die Ränder des Walker Park. Jeder Teil dieser Bäume, selbst das kleinste herabhängende Blatt, muss als Teil der Boundary betrachtet werden, wodurch ein Zufallselement ins Spiel kommt. Oft wird ein Ball zwischen die Baumstämme rollen, und der Fielder, der ihm nachläuft, wird zuweilen verschwinden, sodass es, wenn er mit dem Ball in der Hand wiederauftaucht, zu einem lautstarken Streit darüber kommen wird, was genau passiert ist.

Nach lokalen Maßstäben jedoch ist der Walker Park eine attraktive Spielstätte. Dem Cricketfeld benachbart liegen die angeblich ältesten Tennisplätze in den Vereinigten Staaten, und der Park selbst ist auf allen Seiten von Häusern im

viktorianischen Stil mit kunstvoll bepflanzten Gärten umgeben. Solange irgendwer zurückdenken kann, haben die Anwohner das gelegentliche Krachen eines Cricketballs toleriert, der wie eine meteorische Preiselbeere in ihrem blühenden Gesträuch einschlägt. Der Staten Island Cricket Club wurde 1872 gegründet, und seine Mannschaften spielen seit über hundert Jahren jeden Sommer auf diesem kleinen Grün. Bis in die zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts gehörte der Walker Park dem Club. Heutzutage gehört das Gelände samt Clubhaus – ein auf die dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts zurückgehendes Ziegelsteingebäude im Neo-Tudorstil, dessen Vorläufer abbrannte – zum Besitz des New York City Department of Parks and Recreation. Zu meiner Zeit wohnte auf dem Dachboden angeblich ein Angestellter der Parkverwaltung, ein phantomhaftes Individuum, das man nie zu Gesicht bekam. Der Hauptraum war an einen Kindergarten vermietet, und nur der Keller und der ramponierte Umkleideraum wurden regelmäßig Cricketspielern zur Verfügung gestellt. Gleichwohl erfreut sich kein anderer New Yorker Cricketclub solcher Annehmlichkeiten oder einer so glorreichen Geschichte: Donald Bradman und Garry Sobers, die größten Cricketspieler aller Zeiten, haben im Walker Park gespielt. Der alte Platz ist auch seiner ruhigen Lage wegen vom Glück begünstigt. Andere Spielstätten, Plätze wie etwa der Idlewild Park, der Marine Park oder das Monroe Cohen Ballfield liegen in den Einflugschneisen von JFK. Anderswo, beispielsweise beim Seaview Park (der natürlich keinen

Meeresblick hat) in Canarsie, wird die Lage nicht nur durch kreischende Flugzeuge, sondern auch durch das unaufhörliche Dröhnen des Belt Parkway beeinträchtigt, der Asphaltstreife, die einen Großteil von Süd-Brooklyn vom Salzwasser trennt.

Allen diesen Naherholungsgebieten ist ein wildwucherndes Outfield gemeinsam, das die Kunst des Schlagens weitgehend untergräbt, eine Kunst, die darauf abzielt, den Ball mit jener eleganten Vielfalt von Schlägen über den Boden zu treiben, die zu meistern und zu bewahren ein geübter Batsman Jahre verbracht haben wird: dem Glance, dem Hook, dem Cut, dem Sweep, dem Cover Drive, dem Pull und all den anderen Früchten einer Technik, dazu ersonnen, den Ball wie durch Zauberei immer weiter bis ans entfernteste Ende des Spielfeldes rollen zu lassen. Man spiele solch orthodoxe Schläge in New York, und der Ball wird höchstwahrscheinlich in dem verunkrauteten Gewirr des Bodenbewuchses hängenbleiben. Gras, wie ich es verstehe – ein duftendes, auf wundersame Weise für sportlichen Zeitvertreib geeignetes Gewächs –, gedeiht hier nur mit Mühe. Und wenn denn einmal etwas Grünes, Grasähnliches wächst, wird es nicht kurz gehalten, wie es das Cricket erfordert. Infolgedessen wird der Batsman in Verletzung der ersten Regel des Schlagens gezwungen, den Ball in die Luft zu schmettern («tief zu gehen», wie wir unter Entlehnung des Baseballbegriffs sagen würden), wodurch das Schlagen zum reinen Glücksspiel wird. Folglich wird auch das Fielding verzerrt, weil die Fielder rasch aus ihren Infield-Positionen – Point, Extra Cover, Midwicket und so weiter – an

ferne Standorte an der Boundary gezwungen werden, wo sie teilnahmslos herumstehen. Es ist, als wäre Baseball ein Spiel um Home Runs anstatt um Base Hits und die Basemen würden auf Plätze tief im Outfield gestellt. Diese degenerierte Version des Sports – Buschcricket, wie es Chuck mehr als einmal abfällig nannte – fügt dem Spiel einen Schaden zu, der vor allem ästhetischer Natur ist: Der amerikanischen Abart fehlt es an der Schönheit des auf einem Rasen von geeigneten Abmessungen gespielten Cricket, wo die weißgekleideten Infielder, schwanengleich über das weite Oval gleitende Gestalten, immer wieder wie ein Mann ringförmig auf den Batsman zustreben und sich immer wieder auf ihre Ausgangspositionen zurückverteilen, ein sich wiederholender, pulmonaler Rhythmus, als atmete das Feld durch seine leuchtenden Besucher.

Das heißt nicht, dass das New Yorker Cricket keinen Charme besäße. Eines Sommernachmittags vor Jahren saß ich mit Rachel in der Bronx in einem Taxi. Wir waren unterwegs, um Freunde in Riverdale zu besuchen, und wir fuhren den Broadway hinauf, der sich viel weiter nach Norden erstreckt, als mir klar gewesen war.

«Ach! Sieh mal, Liebling», sagte Rachel.

Sie zeigte nach rechts. Unmengen von Cricketspielern wimmelten über ein Stück offener Parklandschaft. Sieben oder acht Spiele mit jeweils elfköpfigen Mannschaften waren auf einem Gelände im Gange, das eigentlich nur groß genug für drei bis vier Spiele war, sodass die diversen Spielfelder, die

durch rote Pylone, Trampelpfade, Abfalleimer und Styroporbecher markiert waren, einander auf verwirrende Weise überlappten. Männer in Weiß aus einem Spiel mischten sich unter Männer in Weiß aus einem anderen, eine Fülle von Bowlern ließen gleichzeitig in der typischen windmühlenhaften Bewegung den Arm herumwirbeln, eine Vielzahl von Batsmen schwang zugleich das flache Schlagholz aus Weide, und von milchweißen Sprintern gejagte Bälle flogen in alle Richtungen. Zuschauer umringten die Plätze. Einige saßen unter den Bäumen, die den Park zum Broadway hin säumten; in der Ferne, wo der Rand des Common dicht mit hohen Bäumen bestanden war, hatten sich andere an Picknicktischen zusammengefunden. Kinder wuselten, wie man so sagt, durcheinander. Von unserer erhöhten Warte aus präsentierte sich die Szenerie – der Van Cortlandt Park an einem Sonntag – als fröhlicher Wirrwarr, und während wir vorbeifuhren, sagte Rachel: «Es wirkt wie ein Breughel.» Ich lächelte sie an, weil sie vollkommen recht hatte, und ich weiß noch, dass ich ihr die Hand auf den Bauch legte. Es war Juli 1999. Sie war im siebten Monat mit unserem Sohn schwanger.

Der Tag, an dem ich Chuck kennenlernte, war drei Jahre später. Wir, Staten Island, spielten gegen eine Truppe aus St. Kitts – Kittianer, wie sie heißen, als handelte es sich um Angehörige irgendeines esoterisch-technischen Berufs. Meine Mannschaftskameraden stammten jeweils aus Trinidad, Guyana, Jamaika, Indien, Pakistan und Sri Lanka. In jenem Sommer 2002, als ich nach jahrelanger Abstinenz aus

Einsamkeit zum ersten Mal wieder spielte, und im Sommer darauf sah ich außer mir keinen einzigen Weißen auf den Cricketplätzen von New York.

Vor einer Weile hatte die Parkverwaltung in der Südwestecke des Walker Park ein Baseballfeld angelegt, das uns den Platz streitig machte. Cricketspieler durften erst nach Beendigung jedes offiziellen Softballspiels aufs Feld. (Softball, bemerkten meine Mannschaftskameraden und ich mit einem Hauch von Snobismus, war ein Zeitvertreib, bei dem es anscheinend darum ging, volley geworfene Bälle – die einfachsten Bälle, die ein Cricket-Batsman je bekommt – zu treffen und mit Hilfe eines Handschuhs weiche Bälle zu fangen, wozu wenig von der Geschicklichkeit und nichts von dem Mut gehörte, die man braucht, um mit bloßen Händen den steinharten roten Cricketball zu fangen.) Die Partie gegen die Kittianer, die um ein Uhr beginnen sollte, fing erst eine Stunde später an, als die Softballspieler – ältere, übergewichtige Männer, ähnlich wie wir – sich endlich trollten. Mit dieser Verzögerung nahmen auch die Probleme ihren Anfang. Die Kittianer brachten eine große Schar von Fans mit, vielleicht an die vierzig Leute, und die Verspätung machte sie unruhig, weshalb sie sich mit größerer Ausgelassenheit, als es üblich war, zu amüsieren begannen. Eine Gruppe scharte sich um einen Toyota, der am Delafield Place, am Nordrand des Spielfeldes, geparkt war, und die Männer bedienten sich aus einem Kühlbehälter hemmungslos mit alkoholischen Getränken, schrien herum und klopften im Rhythmus des Soca,

der penetrant aus den Boxen des Toyota dröhnte, mit Schlüsseln gegen ihre Bierflaschen. Aus Angst vor Beschwerden ging unser Vorsitzender, ein Blazer tragender Mittsiebziger aus Barbados mit Namen Calvin Pereira, zu den Männern hin und sagte lächelnd: «Meine Herren, Sie sind herzlich willkommen, aber ich muss Sie ersuchen, etwas mehr Zurückhaltung zu wahren. Wir möchten keinen Ärger mit der Parkverwaltung. Darf ich Sie bitten, die Musik abzustellen und zu uns aufs Feld zu kommen?» Die Männer fügten sich nach und nach dieser Aufforderung, aber hinterher war man sich darin einig, dass dieser Vorfall zu der Konfrontation beitrug, deretwegen der Nachmittag allen Anwesenden stets in Erinnerung bleiben wird.

Vor Beginn des Spiels bildeten wir auf Geheiß unseres Mannschaftskameraden Ramesh einen Kreis, um zu beten. Die Arme um die Schultern unserer jeweiligen Nebenleute geschlungen, drängten wir uns gebückt zusammen – nominell drei Hindus, drei Christen, ein Sikh und vier Moslems. «O Herr», sagte der Reverend Ramesh, wie wir ihn nannten, «wir danken Dir dafür, dass Du uns heute zu diesem Freundschaftsspiel zusammengeführt hast. Wir bitten Dich, uns während des Spiels vor Verletzungen zu bewahren und uns fit zu halten. Wir bitten Dich um mildes Wetter. Wir bitten Dich um Deinen Segen für dieses Spiel, o Herr.» Laut in die Hände klatschend lösten wir uns aus dem Kreis und begaben uns aufs Spielfeld.

Die Männer aus St. Kitts waren etwas über zwei Stunden am Schlag. Während ihres Innings produzierten ihre Fans von der östlichen Boundary aus, wo sie im Laubschatten beieinanderstanden, aus Pappbechern Rum tranken und Red Snapper und Hähnchen vom Grill aßen, unentwegt das übliche Getöse aus Gelächter, Zwischenrufen und Witzeleien. «Hau den Ball!», brüllten sie und: «Der wirft doch!», oder sie hoben die Arme zu der Vogelscheuchen-Haltung, die einen Wide Ball anzeigt: «Das war ein Wide, Schiedsrichter!» Dann kamen wir an den Schlag. Während das Innings andauerte, das Spiel enger wurde und immer mehr Rum durch die Kehlen rann, ging bei dem Toyota, wo sich abermals ein paar Männer versammelt hatten, der Musikkärm wieder los, und das Gebrüll der Zuschauer wurde emotionsgeladener. In dieser für das New Yorker Cricket keineswegs unüblichen Atmosphäre gewann das Geschehen auf dem Spielfeld und abseits davon immer mehr an Aggressivität. Von einem bestimmten Augenblick an erlagen die Besucher dem für Cricketspieler in dieser Stadt offenbar niemals fern liegenden Verdacht, es sei eine Verschwörung im Gange, sie um den Sieg zu bringen, worauf die Einsprüche der Fielder («Wieso denn das, Schiedsrichter? Schiri!») etwas Erbittertes, Streitlustiges annahmen und es beinahe zu einer Prügelei zwischen einem im Deep stehenden Fielder und einem Zuschauer kam, der etwas gesagt hatte.

Es überraschte mich daher nicht, dass ich, als ich mit Schlagen an die Reihe kam, drei Bouncer hintereinander bekam, wobei der letzte zu schnell für mich war und mir gegen

den Helm knallte. Es folgten erboste Rufe meiner Mannschaftskameraden – «Wie bist du denn drauf, Mann?» –, und an dieser Stelle sah sich der Schiedsrichter zum Eingreifen verpflichtet. Er trug einen Panamahut, und sein weißer Schiedsrichterkittel verlieh ihm das Aussehen eines Mannes, der ein wichtiges Laborexperiment durchführt – was er auf seine Weise auch tat. «Halten Sie sich an die Regeln», sagte Chuck Ramkisson dem Bowler in aller Ruhe. «Ich verwarne Sie zum letzten Mal: Noch ein solcher Ball, und Sie sind draußen.»

Abgesehen davon, dass er auf den Boden spuckte, zeigte der Bowler keinerlei Reaktion. Er kehrte an seinen Platz zurück, nahm Anlauf und warf abermals einen Throat Ball. Unter empörtem Gebrüll und Gegengebrüll von der Boundary trat Chuck auf den Kapitän der Feldmannschaft zu. «Ich habe den Bowler verwarnt», sagte Chuck. «Und er hat die Verwarnung missachtet. Er bowlt nicht mehr.» Die anderen Fielder kamen herbeigerannt und rückten Chuck lautstark auf den Leib. «Wie kommst du dazu? Du hast ihn überhaupt nicht verwarnt.» Ich machte Anstalten, mich einzumischen, aber Umar, mein Battingpartner, hielt mich zurück. «Du bleibst hier. Es ist immer dasselbe mit diesen Leuten.»

Dann, während die Auseinandersetzung auf dem Feld und unter den Zuschauern weiterging – «Du bescheißt uns, Schiri! Du bescheißt uns!» –, wurde ich auf eine Gestalt aufmerksam, die langsam in Richtung der geparkten Autos ging. Ich behielt die Person, einen Mann, im Auge, weil es etwas Mysteriöses

hatte, dass er in einem so dramatischen Augenblick zu gehen beschloss. Er hatte es offenbar nicht eilig. Gemächlich öffnete er die Tür eines Wagens, beugte sich hinein, kramte einige Augenblicke lang darin herum, richtete sich dann wieder auf und schloss die Tür. Er schien etwas in der Hand zu halten, während er zum Spielfeld zurückschlenderte. Die Leute fingen an zu schreien und wegzulaufen. Eine Frau kreischte. Meine an der Boundary beieinanderstehenden Mannschaftskameraden machten sich in alle Richtungen davon, manche auf die Tennisplätze, andere hinter Bäume. Inzwischen hatte der Spazierschritt des Mannes etwas leicht Unsicheres. Mir kam der Gedanke, dass er stockbetrunken war. «Nicht, Tino», rief jemand.

«Ach du Scheiße», sagte Umar und setzte sich in Richtung Baseballraute in Bewegung. «Lauf, lauf.»

Doch ich, von diesem unwirklich herantrödelnden Bewaffneten in gewisser Weise gelähmt, blieb, wo ich war und umklammerte fest mein Gunn & Moore-Maestro-Schlagholz. Unterdessen wichen die Fielder zurück, die Arme in panischem Flehen halb erhoben. «Leg das Ding weg, leg das Ding weg, Mann», sagte einer von ihnen. «Tino! Tino!», brüllte eine Stimme. «Komm zurück, Tino!»

Was Chuck anging, so stand er mittlerweile allein. Das heißt, abgesehen von mir. Ich stand ein paar Meter entfernt. Das erforderte von meiner Seite keinen Mut, denn ich empfand nichts. Ich erlebte das Geschehen als eine Art Leere.

Der Mann blieb etwa drei Meter von Chuck entfernt stehen. Er hielt den Revolver schlaff in der Hand. Er sah mich, dann wieder Chuck an. Er war sprachlos, und er schwitzte. Er versuchte, wie Chuck hinterher berichten sollte, die Logik seiner Situation zu verstehen.

Scheinbar lange Zeit standen wir drei so da. Ein Containerschiff glitt geräuschlos durch die Hintergärten der Häuser am Delafield Place.

Chuck machte einen Schritt vorwärts. «Verlassen Sie das Spielfeld, Sir», sagte er mit fester Stimme. Er wies, die Geste eines Saaldieners, mit der flachen Hand in Richtung Clubhaus. «Bitte verlassen Sie unverzüglich den Platz. Sie stören das Spiel. Mannschaftskapitän», sagte Chuck laut und wandte sich dem Kapitän der Kittianer zu, der ein kurzes Stück entfernt stand, «bitte begleiten Sie diesen Herrn vom Spielfeld.»

Der Kapitän trat zögernd näher. «Ich komme, Tino», rief er. «Bin direkt hinter dir. Mach jetzt keinen Blödsinn.»

«Keine Sorge», murmelte Tino. Er wirkte völlig erschöpft. Er ließ den Revolver fallen und ging langsam und kopfschüttelnd vom Feld. Nach kurzer Pause wurde das Spiel fortgesetzt. Niemand sah irgendeinen Grund, die Polizei zu rufen.

Als das Spiel zu Ende war, kamen beide Teams bei dem alten Clubhaus zusammen, tranken gemeinsam Coors Light und Whiskey Cola, aßen Chinesisches aus Styroporschalen und redeten in ernstem Ton über das Vorgefallene. Irgendwer bat um Ruhe, und Chuck Ramkissoon trat nach vorn in die Mitte der Versammlung.

«Wir haben in der englischen Sprache einen Ausdruck», sagte er, während unter den Spielern Schweigen eintrat, «und dieser Ausdruck lautet, <nicht Cricket>. Wenn wir etwas missbilligen, sagen wir: <Es ist nicht Cricket.> Wir sagen nicht: <Es ist nicht Baseball.> Oder: <Es ist nicht Football.> Wir sagen: <Es ist nicht Cricket.> Das macht dem Spiel, das wir spielen, Ehre, und es macht uns Ehre.» Mittlerweile war jegliches Geplauder verstummt. Den Blick feierlich auf unsere Füße gesenkt, umstanden wir den Sprecher. «Aber mit dieser Ehre geht eine Verantwortung einher. Sehen Sie», sagte Chuck und deutete auf das Clubwappen auf dem T- Shirt eines Spielers von Staten Island. «LUDE LUDUM INSIGNIA SECUNDARIA, heißt es hier. Ich kann zwar kein Latein, aber wie ich höre, bedeutet es, und Sie werden mich gewiss korrigieren, Herr Vorsitzender, wenn ich mich irre» – Chuck nickte unserem Clubvorsitzenden zu –, «es bedeutet <Gewinnen ist nicht alles. Es ist nur ein Spiel.> Spiele aber sind wichtig. Sie stellen uns auf die Probe. Sie lehren uns Kameradschaft. Sie machen Spaß. Cricket jedoch ist mehr als jede andere Sportart, so möchte ich sagen» – Chuck hielt effektiv inne –, «eine Lektion in Höflichkeit. Wir alle wissen das; ich muss nichts weiter darüber sagen.» Ein paar Köpfe nickten. «Noch etwas. Wir spielen dieses Spiel in den Vereinigten Staaten. Das ist für uns ein schwieriges Umfeld. Wir spielen, wo wir können und wo immer man uns lässt. Hier im Walker Park haben wir Glück; wir haben Umkleideräume, die wir mit Fremden und Passanten teilen. Woanders müssen wir uns meist einen Baum oder einen Busch

um die Schultern zu legen. Diesem langsamen Aufstieg zum Zenit heftet sich eine offensichtliche, vorfabrizierte Symbolik an, und wir sind nicht so dumm ironisch oder selbstbewusst, uns die Gelegenheit entgehen zu lassen, einander bedeutungsvoll in die Augen zu schauen und den Gedanken miteinander zu teilen, der allen auf diesem Gipfelpunkt kommt: nämlich dass sie es so weit geschafft haben, bis zu einem Punkt, an dem sie zuvor nicht gesehene Horizonte sehen können und die alte Erde sich neu offenbart. Alles wird, wie wir es unbewusst wohl geplant haben, durch den einsetzenden Sonnenuntergang weiter gesteigert: In den wenigen Wolken über Ealing vollführt Phoebus einen seiner ältesten und besten Tricks. Rachel, über deren Gesicht plötzlich ein sachlich-nüchterner Ausdruck kommt, beginnt etwas zu sagen, aber ich bringe sie zum Schweigen. Ich kenne meine Frau: Sie verspürt den Drang, hinunterzufahren, auf die Straßen und zu den Fakten. Aber ich lasse ihr, während wir nolens volens nach Westen abgesenkt werden, keine andere Wahl, als ihren Platz über alldem zu akzeptieren. Es gibt kein Hinausdriften aus dem Augenblick.

Was allerdings passiert, ist, dass ich derjenige bin, der driftet – zu einem anderen Sonnenuntergang, nach New York, zu meiner Mutter. Wir fahren am Ende eines Septembertages auf der Staten-Island-Fähre. Das Vorderdeck war überfüllt. Man lächelte viel, zeigte mit dem Finger, umarmte und küsste einander. Alles betrachtete die Freiheitsstatue, Ellis Island und die Brooklyn Bridge, doch irgendwann betrachtete alles

zwangsläufig Manhattan. Die an seiner Spitze gescharten Bauten bildeten eine heimelige, vertraute Masse, und während ihre Oberflächen im Sonnenlicht immer gleißender erstrahlten, konnte man sich vorstellen, dass sich eine Ansammlung hoch aufragender Menschen bildete, um uns willkommen zu heißen. Der Tag verdunkelte sich an den Rändern, aber was tat das schon? Vor uns erhellte sich eine Welt, und ihre Senkrechten erinnern mich, nun da ich so dahindrifte, an neue Buntstifte, die in einer zu meiner tiefsten Kindheit gehörenden Caran d'Aache-Schachtel Habachtstellung einnehmen, zumal an das ins Purpurne spielende Peloton, das sich nach und nach aus den Rottönen herausschälte und, immer blauer und blauer und blauer werdend, dahinschwand; eine Welt, die sich – das versteht sich fast von selbst – am glanzvollsten in den lila Flächen zweier erstaunlicher, alle anderen überragender Türme konzentrierte, auf deren einem, während das Boot uns näher heranbrachte, die Sonne eine strahlend gelbe Wirrnis anrichtete. Über die Bedeutung eines solchen Augenblicks zu spekulieren wäre ein mit einem Makel behaftetes, suspektes Unterfangen; aber ich denke, es muss auch nicht spekuliert werden. Es lassen sich faktische Behauptungen aufstellen. Ich kann feststellen, dass ich nicht der einzige Mensch auf dieser Fähre war, der zu seiner Zeit einen rosigen, wässrigen Sonnenuntergang gesehen hatte, und ich kann feststellen, dass ich nicht der Einzige von uns war, der in dem, was wir jetzt sahen, eine außerordentliche Verheißung erkannte und akzeptierte – das große, sich nähernde Kap, ein in Licht

erhobenes Volk. Man brauchte sich nur unsere Gesichter anzuschauen.

Was mich an meine Mutter erinnert. Ich erinnere mich, wie ich mich umdrehte und sie dabei ertappte – wie kann ich das nur bis jetzt vergessen haben –, dass sie nicht New York, sondern mich betrachtete und dabei lächelte.

Weshalb ich meiner Familie nun mit dem gleichen Lächeln gegenüberetrete.

«Guck mal!», sagt Jake und zeigt aufgeregt mit dem Finger. «Siehst du das, Daddy?»

Ich sehe es, sage ich ihm, und mein Blick geht von ihm zu Rachel und wieder zu ihm. Dann wende ich mich dem zu, was wir sehen sollen.

# Danksagung

Bedeutende Teile dieses Buches wurden im Ledig House und in Yaddo niedergeschrieben. Für die Gewährung künstlerischen Asyls gilt mein tiefempfundener Dank außerdem der Familie Bard, John Casey und vor allem Bob und Nan Stewart.